

Sächsische

27	8°
3245	

Landesbibl.



St. o. li

218 220

in der Antikarner

Hdl.
45
14954

von G. Lonsmann

id.

H. B E H R M A N N

DAS WORT IN DER
REKLAME

*MIT PROBEN VON
REKLAMETEXTEN*



GEBRÜDER FRETZ A.G.
ZÜRICH



H[ermann] B.

I N H A L T

I. DAS WORT IN DER REKLAME 5

II. REKLAMETEXTE

Lötschbergzauber 13

Sommersonnensegen 18

Sanatoriumsleben 20

Der gedopte Pegasus 24

Spruch 26

Der Pfirsich 27

Los' Bäbeli 28

Inserat Viadox 30

Weihnachten 31

Das Nougat-Ei 32

Das Buch 37

Vom Bürkli 38

Zwei Werbebriefe 46

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

244,13

[imv 1930]

1953 IV^e 245

I

DAS WORT IN DER REKLAME

Wichtigeres als das Wort gibt es in der Reklame nicht. Wenn mündliche Empfehlung die höchste, die letzte Form der Werbung ist, so ist das geschriebene oder gedruckte Wort Ersatz dafür. Das Bild ist nur Hilfsmittel des Wortes. Ohne das Bild kann die Reklame auskommen, ohne das Wort niemals.

Das Wort leiht dem Gedanken Gestalt. In das Wort kleidet sich der Wille dessen, der andere seinem Einfluss unterwerfen will.

Um so erstaunlicher ist die geringe Pflege, die dem Sprachlichen in der Reklame im allgemeinen zuteil wird. Niemand denkt daran, einem Künstler in sein Handwerk zu pfuschen und etwa ein Plakat oder einen Preislistenumschlag zu entwerfen, wenn er's nicht kann. Aber wie mancher Reklamebesteller greift nicht zur Feder und glaubt sich berufen, das Wort zu meistern, als ob weiter nichts dazu gehörte als ein Füllfederhalter (oder eine Schreibmaschine mit einem Fräulein dran) und eine gute Note im deutschen Aufsatz.

Gewiss verlangt man vom gebildeten Menschen, dass er sich in seiner Muttersprache einwandfrei schriftlich auszudrücken versteht. Nur fängt bei diesem Punkt, nämlich der Fähigkeit, ein leidliches Deutsch zu schreiben, der Schriftsteller erst an, in der Reklame wie anderswo.

*

Wer hier glaubt, ich wolle für Reklamegeschichten oder Verse reden, den Schriftsteller nur für Aufgaben dieser Art, dazu etwa noch einen

Verkehrsführer oder eine Jubiläumsschrift, in Anspruch nehmen, der irrt sich. Die Handhabung des Wortes in der Reklame bedeutet einfach, dass die Ausdrucksmittel der Sprache der Reklame dienstbar gemacht werden. Und da holt der Berufene aus dem Wort genau um so viel stärkere Wirkungen heraus, wie der Künstler aus dem Bild gegenüber dem Dilettanten. Darum geht es.

Die Reklame braucht ja das Wort überall, es ist ihr tägliches Brot. Zum Wort in der Reklame gehört der Name des Unternehmens, gehört der Name der Ware, ihre Wortmarke so gut wie das Schlagwort der Anzeige oder des Plakats, gehört der ganze Text der Anzeige oder des Prospekts, gehört der Werbebrief, gehören sogar die Wendungen des Verkäufers im mündlichen Verkehr.

Man sieht, die Aufgaben des Wortes in der Reklame sind vielgestaltig und wichtig. Sie fangen vor der eigentlichen Reklame bei der Firma selbst an.

Name und *Marke* geben schon rein sprachlich viel zu tun. Der Wortmarke wird gegenüber dem Bildzeichen noch zu wenig Beachtung geschenkt. Und doch kommt ihr fast die grössere Bedeutung zu. Warum? Man verlangt Odol, wäscht sich mit Steinfels-Seife, tut Viandox ans Essen, trinkt Kaffee mit Franck-Zusatz aus der Wegwood-Tasse, rasiert sich mit einem Gillette, zündet sich eine Turmac an und fährt mit dem Buick davon. So wird gesprochen, so vollzieht sich der Kauf. Und so wünscht auch die Reklame, dass gesprochen, dass die Ware beim Kauf verlangt wird. Wie die verschiedenen Marken im Bilde aussehen, ist zwar wichtig genug, kommt aber doch erst in zweiter Linie. Man muss sie aussprechen und im Ohr behalten können.

Einen Schritt weiter, und wir kommen zu den *Wortprägungen* für Werbezwecke. Die Bedeutung einer Aufforderung wie »Sind's die

Augen, geh' zu Ruhnke « liegt nicht allein im Klanglichen, obwohl sie hervorragend gut geprägt ist. Solcher Satz wird Werbemittel, indem er das Wesentliche seines Gegenstandes zusammenfasst. Ein jedes Ding hat viele Seiten, viele Eigenschaften, und welche wichtig und unwichtig sind, ist oft schwer zu entscheiden. Der erwähnte Satz ist äusserst lehrreich als Beispiel dafür, mit wie wenig Worten man ausdrücken kann, dass man ein optisches Geschäft hat, Brillen und Zwicker aller Art führt, vom billigsten bis zum feinsten »Genre«, Augenleidende berät usw. Denn so oder ähnlich würde die werbetech- nisch nicht durchgebildete Anzeige eines Optikers lauten und lauten tatsächlich viele Anzeigen, nicht nur von optischen Geschäften.

Wieviel wird nicht mit dem Schlagwort gesündigt! » Die beste und billigste « hiess es früher von einer Ware. Bedeutet es wirklich eine Verbesserung, wenn man statt dessen » *das* Mundwasser « oder » die Zigarette des Kenners«, » Edelerzeugnis « oder » die führende Marke « sagt? Die Formen wechseln, die Sache - in diesem Falle die Geistlosigkeit - bleibt, oder plus que ça change, plus c'est la même chose. Wieviel »führende« Zigarettenmarken oder Geschäfte gibt es nicht! Dabei dürfte sich herausstellen, dass diejenigen Marken, die sich als führend bezeichnen, meist gar nicht wirklich führen.

Die Schwäche der Schlagworte dieser Art liegt darin, dass sie die besondere Güte oder sonstige Eigenschaften der Ware nicht *glaubhaft* machen. Und darauf kommt es doch an. Die englische, noch mehr aber die amerikanische Reklame benutzt in ausgedehntem Masse Wortwendungen, sogenannte »slogans«, die unablässig wiederholt werden und dazu dienen, nicht allein einen Namen dem Publikum einzuhammern, sondern gleich eine bestimmte Vorstellung damit zu verknüpfen, zum Gebrauch eines Gegenstandes zu erziehen.

Gute bildhafte Vergleiche oder Schlagworte zu finden, gehört zu den schwersten, aber zugleich dankbarsten Aufgaben des Reklamefachmanns. Ganz besonders des Fachmanns deutscher Sprache; denn das Deutsche gibt sich nicht mit gleicher Leichtigkeit zu knappen, wirk-samen Prägungen her, wie das Englische. Aber haben Dichter die deutsche Sprache ihren Absichten gefügig gemacht, so werden die Reklameschriftsteller sie sich ebenfalls zureiten.

Schlagworte anderer Art sind die Wendungen, Satzanfänge, Aufforde-rungen, die die Neugier erregen und auf den Gegenstand der Reklame leiten wollen, mit dem sie aber sinngemäss verbunden sein sollen. Sie wollen der »Blickfang« sein, der den eiligen Leser festhält. »Hin-gerichtet« - nämlich »sind die Augen auf . . . « das ist so ein Beispiel dafür. Ein Bildklischee soll dann die mehr oder weniger gewagte Brücke zur eigentlichen Reklame schlagen, auf der das Verständnis des Lesers sich oft nur schwankend hinüberfindet oder womöglich gar nicht hinübertraut. Das Verfahren ist viel zu unsachgemäss, um mehr als Zufallserfolge zu bringen. Hinrichten kann man seine Augen auf Schuhwichse wie auf Seife oder auf Backpulver. So einfach ist die Reklame denn doch nicht.

Diese neckische Art, den andern zu überraschen, wird nicht nur in Anzeigen gebraucht, sondern auch in Drucksachen, die etwa den ei-gentlichen Inhalt durch eine Klappe verbergen, die irgend einen viel-oder nichtssagenden Satzanfang trägt. Sie werden gern von solchen verwendet, die sich für Reklamekenner halten (oder die von derarti- gen Kennern beraten werden) und die eine »aparte« Reklame ma-chen möchten, während doch gerade diese Art der Reklame, beim ersten Mal witzig und auffällig, zu den abgedroschensten Mittelchen der Werbung gehört.

Sind nun Schlagworte, die nicht unmittelbar aus dem Gegenstand der Reklame herausgeholt sind, verpönt? Mit nichten. Wo Phantasie zwischen Schlagwort und Reklame eine Verbindung schafft, die durch das Wort nur gestützt und ausgebaut zu werden braucht, darf der Ausgangspunkt des Werbetextes auch abseits vom Gegenstande liegen. Phantasie und Witz gehören allerdings dazu, soll es nicht lächerlich wirken.

*

Es ist ein enges Joch, in das Aufgaben dieser Art die Sprache spannen, ebenso wie den, der sie handhabt. Was von ihm verlangt wird, ist vergleichbar dem Entwurf, der an ganz bestimmte Abmessungen und Verhältnisse gebunden ist, gegebene Dinge in einer gegebenen Technik darstellen soll. Das erfordert stärkste Anspannung der geistigen Kräfte und kann nicht wichtig genug genommen werden.

Daneben bietet aber die Reklame dem Schriftsteller Aufgaben genug, wo er seine Fittiche freier entfalten kann. Eine unendliche Menge von Drucksachen ergießt die Reklame täglich über die Welt. Überall bedient sie sich des Wortes, im Rundschreiben wie in der Preisliste, in der Gebrauchsanweisung wie in der Festschrift.

Dass alle diese Drucksachen, dass Textanzeigen, Filmverse, Reklamefeuilletons, Aushänge, sprachlich gepflegt sein sollten, ist eine selbstverständliche, doch nicht immer erfüllte Forderung. Sie genügt aber nicht. Es muss etwas vom Wehen schöpferischen Geistes darin zu verspüren sein. Noch viel wichtiger als beim bildenden Künstler sind beim Schriftsteller die gefühlsmässigen Wirkungen, die von seiner Leistung ausgehen, im Gegensatz zur nüchternen handwerklichen Arbeit. Die Reklame darf ihrer am allerwenigsten entraten.

Das um so weniger, als das Wort beim Leser mit viel grösseren Widerständen zu rechnen hat, als das Bild beim Beschauer. Das Plakat das Bild überhaupt, wirkt durch die Sinne. Es spricht auf den ersten Blick an oder lässt kalt.

Aber das gedruckte Wort will gelesen sein; während das gesprochene Wort durch das Ohr unmittelbar eingeht, kann es nur auf einem Umweg zu unserm Verständnis gelangen. Man kann eine Drucksache lesen, kann es aber auch bleiben lassen. Sie setzt also einen gewissen guten Willen und beim Lesen selbst dann noch grössere oder geringere Vertiefung voraus, sie erfordert auch eine gewisse Zeit. Diese

Hemmnisse zu überwinden, ist eben die Kunst des Schriftstellers, die daher auch grösser, eindringlicher genannt zu werden verdient als die des Malers oder Zeichners.

* * *

*Teilweise entnommen aus H. Behrmann, „Reklame“, Industrie-Verlag
Spaeth & Linde, Berlin. Preis: geb. 15 G M.*

II

R E K L A M E

T E X T E

Das Wort in der Reklame zu pflegen, an die Stelle blosser Anpreisungen oder tauber Schlagworte sprachlich einwandfreie, gut durchdachte und lebensvoll gestaltete Arbeiten zu setzen, das habe ich immer als meine Hauptaufgabe betrachtet, seit ich als Reklamefachmann tätig bin.

Wenn künstlerische Arbeit in der Reklame heute hoch geschätzt wird, so hoffe ich, dass auch die Arbeit am Wort hier einmal ähnlich geschätzt oder gewertet werden wird. Wie weit meine eigenen Arbeiten auf solche Wertung Anspruch haben, das zu entscheiden steht mir nicht zu. Ich lasse ihrer einige Proben aus der Praxis hier folgen. Aber nicht um ihre literarische Wertung ist es mir zu tun. Sie sind geschaffen, einem Zweck, der Reklame, zu dienen. Dass sie das mit Erfolg tun, darauf kommt es meinen Auftraggebern, aber gewiss nicht weniger mir selber an.

Lötschbergzauber

Mahomet besuchte, wie ihr wißt, alle Himmel, vom ersten bis zum siebenten, und fand bei der Rückkehr seine Lagerstatt noch warm, von der ihn der Engel Allahs fortgeführt hatte. Und den Sultan Abu Hassan, der dieses nicht glauben wollte, hieß der weise Ibrahim den Kopf in ein Faß mit Wasser stecken und gleich wieder herausziehen; in dieser kurzen Spanne Zeit verlebte er zweimal sieben Jahre und bestand eine große Reihe von Abenteuern. Spottet nicht, ihr Freunde, ob dieser Zeugnisse östlicher Einbildungskraft. Höret vielmehr, was sich jüngst erst begeben hat.

Wir saßen, unser ein halbes Duzend Zechgenossen, in einem Winkel unserer Mukenstadt beim Baadtländer und plauderten. Vom Reisen sprachen wir. Der Jüngste unter uns wußte am meisten zu berichten: von Italien, von Frankreich, von Deutschland, wo er überall schon gewesen. Eine flüchtige Bemerkung brachte ihn, wie von ungefähr, darauf, daß er noch nicht durch den Lötschberg gefahren sei.

„Das mußt Du sofort nachholen!“ sprach ein Älterer auf ihn ein. Es war zu vorgerückter Morgenstunde. „In wenigen Minuten fährt der erste Zug des heutigen Tages ab. Zum Frühschoppen bist du wieder bei uns. Wir erwarten dich am Bahnhof.“

„Wohlauf!“ erwiderte der Junge. „Doch verspreche ich nicht, so bald zurückzukehren. Wo es mir gefällt, dort pflege ich zu bleiben.“ Und fort war er. Der Zug fuhr ab. Über die hohe Aarebrücke in das morgenfrische Bernerland hinein, durch strohende Äcker und habliche Dörfer, an versteckten Herrensitzen und dunklen Wäldern vorüber. Eine herbe Luft strich an den offenen Wagenfenstern vorbei. Aber als das mächtige Kyburgereschloß und die zartgliedrige Kirche von Thun in Sicht kamen, wurde sie mit einem Male weich und umfing die Sinne des Fahrenden, so daß es ihn zog, hier zu rasten. Die alte Stadt zu Füßen des Schloßberges war voll jungen Lebens. Lauter

jugendliche, frohe Gesichter kamen dem frühen Wanderer entgegen, und draußen blühten die Kirschbäume. Denn es war im Frühling. In einem reizenden Häuschen fand er Unterkunft. Im Garten gab es versteckte Bänke und verschwiegene Lauben, in denen sich schon nach wenigen Tagen ein anderer Gast zu ihm gesellte, ein schlankes, junges Fräulein, das ihm die Zeit verkürzte. Wärmer und heller schien die Sonne mit jedem Tage und lockte die wunderbarsten Düfte aus Blumen und Sträuchern. Vor ihren Strahlen flüchteten die Liebenden in das Dunkel der Laubengänge des alten Thun, in den Schatten des vom Efeu umspinnenen Kirchhofes oder auf die Kühle des klargrünen Sees, den sie an manchem Vormittag im Rachen kreuz und quer durchfuhren. Bei einer solchen Fahrt kamen sie an das jenseitige Ufer der dem See entströmenden Aare. Ein Bahnzug stand zur Abfahrt bereit. Keine Lokomotive mit rauchigen Kohlen war vorgespannt, sondern ein sauberer Wagen mit Drahtbügel auf dem Dache. Da entsann sich unser Freund seiner Absicht, den Löttschberg zu durchfahren. Er legte rasch an, sprang aus dem Boot und ließ das äußerst bestürzte Fräulein darin zurück. Erst scheltend, dann still weinend sah sie den Zug mit ihrem Frühlingsgeliebten abfahren, den See aufwärts.

Den drückte die Erinnerung an die Thuner Frühlingstage nicht lange. Neue Bilder zogen an ihm vorbei. Doch als der Zug oberhalb der Bucht von Spiez anhielt, und er die reifen Kirschen an den Bäumen sah, hielt es ihn nicht länger darin. Bald fand er sich am Ufer der lieblichen Bucht in träumender Frühsommerstimmung. Er beschloß, an diesem herrlichen Flecken zu bleiben, mietete sich in einem gut ausgestatteten Gasthose ein und verwendete seine Tage darauf, das Land zu durchstreifen. Als er es genugsam zu kennen glaubte, zog es ihn auf den Gipfel des Niesen, es aus der Höhe zu sehen. Die gefällige Bergbahn brachte ihn hinauf. Er fand noch mehr dort oben: die ewigen Berge in ihrem schimmernden Glanze sah er sich nahegerückt, sie schienen ihm zu winken: Komm, komm! Da faßte ihn Sehnsucht und trieb ihn den Alpen entgegen. Im Tale stand sein Zug auf den Schienen. Läufig leicht zog ihn Dame Elektrizität die steile Rampe des Tales hinan nach Randersteg. Hier versah sich unser Freund mit jeglicher Ausrüstung für die Berge. In

langen Wanderungen, in schwierigen Kletterleistungen sah er seine Kraft wachsen, seine Muskeln schwellen. Seine Haut bräunte sich, und seine Augen nahmen neuen Glanz an. Mit manchem jungen Gefellen schloß er innige Freundschaft, manchem half er in gefährlichen Lagen, wie ihm anfänglich geholfen worden war.

Der Sommer neigte sich schon dem Ende zu, da unternahm er einen Ausflug nach dem seit grauer Zeit begangenen Paß der Gemmi. Wie sich dort jäh der Abgrund vor ihm aufstat und den Blick ins Walliserland freigab, überkam ihn wieder der Gedanke an seinen Reiseplan, der ihn in dieses Land führen sollte. Und in Randersteg stieg er in den schon bereitstehenden Zug ein. Im großen unterirdischen Gange des Lötschbergtunnels herrschte das Dunkel, das der Zug als funkelnder Lichtstreifen durchschnitt. Blendend stürzte die Fülle des Tageslichtes am andern Ende des Ganges auf ihn ein, ihm schier die Sinne verwirrend. Mit atembeklemmendem Staunen sah er die steile Wand hinab, an der auf schmale Band der Zug jetzt dahinglitt, wie auf dem Nacken des Gauflers die Glaskugel, die man jeden Augenblick fallen und zerschellen sehen meint und die dennoch nicht fällt.

Das schmale Band mündet im Tal von Brig. Eine warme, üppige Luft, ein fruchtbarer Boden, ein südlich heiterer Himmel laden zum Bleiben ein. Und wie feurig blitzen die Augen der Burschen, wie tiefschwarz ist das Haar der Mädchen! Nach Wein steht sein Sinn. Der goldene Saft geht ihm ein und durchströmt ihn mit wohliger Wärme, die Kraft der Walliser Sonne ist in ihm aufgespeichert. Gern gibt der freundliche Wirt ihm Wohnung und setzt ihm Tag für Tag neue Lagen, neue Jahrgänge des im Wallis gereiften und gekelterten Weines vor. Je mehr seine Kenntnis wächst, desto mehr Reize entdeckt er im Weine dieses Landes.

Köstliche Früchte des Herbstes tischt der Wirt auf. Zwischen den Mahlzeiten und den Trinkstunden aber wandert unser Freund durch die engen Gassen ins Freie und wieder zurück und sieht zu den Türmen des altersgrauen Palastes empor. Eines Tages findet er das Tor zum Hof offen. Da ist ihm, als veränke die Gegenwart und die alte längst entschwundene Zeit steige wieder empor, da der große Stockalper, der von Lyon bis Mailand auf seinem Eigentum

übernachten konnte, diesen Palast erbaute und mit seinem Gesinde bevölkerte. Ein kurzer Spuk. Der Wirt belehrt ihn: Droben in den Bergen ist ein Tal, das Löttschental geheißen. Dort lebt und webt die alte Zeit noch heute, unberührt von der Gegenwart, in aller Wirklichkeit. Und kurz darauf sitzt er im Zuge, der ihn wieder die Halde hinanträgt, die er herabgekommen. In Goppenstein werden die Wanderstiefel angelegt, eine Straße im steinigen Gelände geht es hinauf. Die Sde aber wandelt sich plötzlich in die lieblichste Landschaft mit dunkelbraunen Holzhäusern und weißen Kirchen. Hier wohnen Menschen in einer alten Tracht, die eine alte Sprache sprechen und alte Sitten treu bewahrt haben. Sie sind von einer bedächtigen Art, als fühlten sie sich ein wenig fremd geworden in der Welt. Beim Pfarrer fand unser Freund Unterkunft. Der erzählte ihm an den nun lang gewordenen Abenden vom Leben seiner Leute und von der Geschichte des Tales, machte ihn auch mit diesem und jenem Löttschentaler bekannt. Alle brachten sie ihm herzliche Zuneigung entgegen.

Als aber die Schneeflocken dichter fielen und Tal und Häuser in ein weißes Gewand einhüllten, litt es ihn nicht länger. Drunten in Goppenstein wußte er seine Bahn. Die führte ihn durch die Berge zurück nach Kandersteg. Die Sonne schien auf die glitzernde Schneedecke, junge Burschen und Mädchen mit roten Wangen und mit Schneeschuhen auf dem Rücken jauchzten und riefen. Da schloß er sich ihnen an und ward der eifrigsten einer unter den Skifahrern. Die vom Sommer her ihm vertrauten Höhen sah er im Glanz der Winter Sonne wieder und besuchte sie mit den hölzernen Helfern an den Füßen. Und an den Abenden, beim Schein der Lichter, erzählte er von seinen Reisen, schwang die Mädchen im Tanz oder sang ein Lied zur Laute. Der Föhn kam und fraß den Schnee. Da ward die Herrlichkeit zunichte. Und alsbald vertraute er sich dem Zuge an, um ohne weiteren Aufenthalt zu seinen Freunden nach Bern zurückzukehren. Er fand sie auf dem Bahnhof versammelt. Durch das Glasdach schien die Frühlingssonne.

„Verzeiht, daß ich Euch niemals schrieb,“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Ich habe so Herrliches gesehen und erlebt, seit ich euch verließ vor einem Jahre, daß ich eurer schier nicht mehr gedachte.“

„Vor einem Jahre?“ sprachen wir und lachten. „Vor wenigen Stunden erst haben wir dich auf die Bahn gebracht und wollen uns nun von der durchwachten Nacht bei einem Frühtrunk erholen!“

„Vor einem Jahre!“ wiederholte jener. Und darauf erzählte er von seinen Erlebnissen: vom Frühling in Thun, vom Frühsommer in Spiez, vom Sommer in Kandersteg, vom Herbst in Brig und bei den Leuten des Lötschentals und wiederum vom Winter in Kandersteg. Von den steilen Halden und den grünen Matten, vom sonnigen See und dem dunklen Tunnel. Wir hörten lächelnd staunend zu. Doch wie er seufzte, sein schlankes Lieb in Thun könne sich ein Leid angetan haben, und es reue ihn, auf der Rückfahrt nicht ausgestiegen zu sein, um nach ihr zu fragen, da fielen alle über ihn her: „Werft ihn hinaus er ist ein Dichter!“



S o m m e r s o n n e n s e g e n

Füngst auf einer Pfingstfahrt, müd' und durstig,
Sonnenverbrannt und nach Erquickung lechzend,
Rehet' bei einem Birt ich ein im Garten.
Sonne hatte meinen heißen Weg beschienen,
Was die Sonne reifte, sollt' mich laben.

Eine Reihe Flaschen ließ ich kommen
Und begann ein eifrig Zechgelage.
Röstlich süß erfrischend seid ihr, Rirschen,
Frucht des Frühlings, erste unter allen,
Heiter, wie die gold'ne Jugend selber.
Euch, Johannisbeeren, aber schätz' ich
Wegen euren zierlich launisch herben
Und doch süßen jungfräulichen Wesens.
Des Naturkinds soll urwüchsig frischer
Duft strömt mir vom Brombeerwein entgegen,
Während ihr mir, blaue Heidelbeeren,
Still geheimnisvolles Waldesweben,
Würz'gen Tannenduft vor die Seele zaubert.

Und nun ihr, des Menschen traute Freunde,
Röstlicher als jede and're Speise,
Kommt herbei, mich ebenfalls zu laben.
Bienen, voller Saft und holder Süße,
Goldne Äpfel, frisch und herb und würzig,
Sättigt und erquickt mich gleichermaßen.

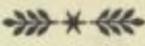
Aber ihr, die ihr die Sonnenstrahlen
Einen langen, langen Sommer durch genossen,
Bis sie, wie erschöpft, sich von uns wenden,
Wenn wir, Trauben, euch vom Weinstock pflücken,
Ihr bewahrt den Sommer Sonnensegen
Doch am reichsten, reinsten uns von allen:
Lieblich mild, am Zürichsee gekeltert,
Würzig voll, wenn ihr im Wallis reistet,
Feurig süß von den Beltliner Bergen.

Dank euch, die den Durst so gut mir löschtet,
Die mir so willkomm'ne Labung brachtet,
Keinen eklen Rausch dabei erzeugend,
Frisch macht, wie ein Bad in Licht und Sonne,
Frei von Alkohol, ihr Meil'ner Weine!



**SANATORIUMS
LEBEN**

**IM KURHAUS SONN-MATT
IN LUZERN**



Den Kurgast pflegt das starke und gehorsame Automobil vom Bahnhof auf die Sonn-Matt zu führen.



Aber selbst der kurbedürftigste Gast wird nichts dagegen haben und wenigstens im Geiste den Weg hinauf zu Fuss² begleiten. Auf der sogenannten Halde, an der Peripherie der Stadt Luzern, gleich beim Alpengarten und der untern Station der Dietschibergbahn, beginnt der Weg und führt mit sanfter, dann etwas stärkerer Steigung unter grünen Bäumen zu der auf halber Höhe des Hanges von Luzern herkommenden Fahrstrasse. Eine Kehre schneidet er mit einem Weglein ab; es bildet den unteren Teil des Anstieges zum St. Anna-Kloster, dessen mächtiger Bau vor unsern Augen liegt. Dann geht es auf der Fahrstrasse weiter. Sonnig ist der Weg und lang scheint er dem, der ihn zum erstenmale macht; zehn Minuten währen so lange auf ungewohnter Strasse! Rechts und links tragen die Matten Obstbäume, von deren Schatten nur wenig die Strasse erreicht. Bis uns der kühle, dunkle Wald aufnimmt. Hier hört der Weg auf zu steigen, senkt sich, steigt dann wieder ein wenig und windet sich, dass den Wanderer nach der gehabten Anstrengung lauter Wohl-



* * *

behagen erfüllt. Eine letzte Windung: da steht unmittelbar vor unsern Augen, auf einer Waldlichtung, stattlich und doch nicht aufdringlich, das Kurhaus Sonn-Matt, unser Ziel.

Das ist das Bild des Lebens, das den heilungssuchenden Gast nun erwartet. Mit frischem Mut und dem Vorsatz der Gewissenhaftigkeit und Ausdauer wird die Kur auf Grund der vom leitenden Arzt aufgestellten Tageseinteilung begonnen. Dem ersten Anlauf, den Änderungen im Befinden, die mit berechtigtem Hoffnungsgefühl als Besserung gedeutet werden, folgt die lange, schattenlose, durch die anhaltende Steigung ermüdende Strecke, wo die Kur, zur Pflicht geworden, den Reiz der Neuheit abgestreift hat, die Besserung scheinbar kaum fortschreitet. Eines Tages aber ist aus dem Leidenden ein Gesunder geworden, der mit federnden Sohlen einhergeht und sich der neuen Kraft freut. Am Ende der Kur winkt das Ziel: Genesung, dauerndes Wohlbefinden.

Anders als an den Orten, die man mit einem etwas leichten versehenen Sammelbegriff als Kurorte bezeichnet, spielt sich das Leben in einem unter ärztlicher Leitung stehenden Sanatorium ab. Wohl beherbergt das Kurhaus Sonn-Matt auch Gesunde oder leicht Erholungsbedürftige, die von den Annehmlichkeiten und der herrlichen Lage des Hauses angelockt werden. Aber in der Mehrzahl sind die Gäste doch, mag man es ihnen auf den ersten Blick auch nicht immer ansehen, Leidende, denen es ernstlich darum zu tun ist, ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Das bestimmt die ganze Hausordnung, in der z.B. die Stunden unbedingter Ruhe einen breiten Raum einnehmen. Der genau nach den Erfordernissen des Einzelfalles abgestimmte Wechsel zwischen Ruhe und Bewegung, Ausspannung und Anregung, bildet in der

* * *

Hand des Arztes eines der wichtigsten Heilmittel. Fast über den ganzen Tag des Gastes verfügt der Arzt, ihm doch wieder erwünschte Freiheit lassend, indem er etwa die Spaziergänge wohl von Woche zu Woche dosiert, aber die Ziele freistellt. Es hat keine Not, die Zahl dieser Ziele selbst bei längerem Aufenthalt, wenn sie weiter und weiter gesteckt werden dürfen, auszuschöpfen. Die Natur ist reich und gesegnet in diesem schönen Erdenwinkel, der in buntestem Wechsel Wälder und Matten, Aussichtspunkte und versteckte Plätzchen, belebte Gehöfte und träumende Einsamkeiten enthält.

*

Die eigentliche Kur ist in der Hauptsache auf den Vormittag verlegt. Man weiss, dass das Übermass der Bäder, Abreibungen u. dgl. der alten Wasserheilanstalten einer Vielgestaltigkeit wirksamer Kurmittel gewichen ist, die ein besseres Eingehen auf den Einzelfall gestattet und grössere Heilerfolge ergibt. Diese Kurmittel – es seien u. a. Elektrotherapie, Quarzlichtbestrahlung, Pflanzensaftbäder genannt – sind neben dem eigentlichen Wasserheilverfahren und den modernen Bäderarten in einer Vollständigkeit in der Sonn-Matt vertreten, wie wohl nur in ganz wenigen Sanatorien.

Für Leidende hat die leibliche Verpflegung besonders viel zu sagen. Das Kurhaus Sonn-Matt zieht aus seiner ausgedehnten Landwirtschaft für seine Gäste höchsten Nutzen. Nie fehlt es an Milch, Butter und frischen Gemüsen. Die Verpflegung steht an sich auf der Höhe eines erstklassigen Hauses. Wichtiger ist die individuelle Abstimmung der Diät, die ein Hauptfordernis der Kur ist.

In seinem Äussern lässt das Kurhaus Sonn-Matt den Charakter des Sanatoriums durchaus zugunsten des Eindrucks der Wohnlichkeit zurücktreten, wie ja auch ein Sanatorium keine Klinik sein

* * *

will. Überaus wohltuend wirkt es, wie sich die gut abgewogenen Verhältnisse und Farben des gelb getönten, mit Schiefer gedeckten Baues in die Landschaft einfügen. In Wald und Wiesen gefasst, hat es eine prächtige Aussicht auf die schneebedeckten Berge der Zentral-schweiz, auf Rigi und Pilatus; von den Bänken am Rand des oberen Waldes, wenige Minuten vom Haus entfernt, übersieht man einen grossen Teil des Sees. Im Innern nehmen die Gesellschaftsräume einen überraschend grossen Raum ein. Dadurch bewahren sie an heissen Tagen eine wohltuende Kühle. Übrigens ist es auf der doch bescheidenen Höhe von Sonn-Matt (600 m ü. M., 160 m über dem Vierwaldstättersee) stets merklich weniger heiss als unten in Luzern. Die Zimmer gehen nach Südosten und weisen alle Einrichtungen des neuzeitlichen Hotelbaus auf.

Luzern mit seinem grossen Kursaal und den Darbietungen der Fremdenstadt ist leicht erreichbar; ein Abstieg von zwanzig Minuten zum Tram, von dem aus auf dem Rückweg die Dietschibergbahn die Beschwerde des Anstiegs übernimmt. Doch ist die Nähe der Stadt ein Vorzug, auf den die Gäste wenig Wert legen, auch wenn das Kurprogramm reichlich Zeit dazu lässt. Es zieht sie nicht hin. So schwinden die Wochen dahin. Ein Kranker kam, ein Gesunder verlässt das Haus. Auf die Abreise nach erfolgreicher Kur hat er sich gefreut; nun ist ihm der Abschied von dem Hause schwer, das ihm lieb geworden ist. Mit dem Arzt ist er in ein näheres menschliches Verhältnis getreten, das bringt die Kur so mit sich. Stille Freundschaften sind geschlossen worden und werden wieder abgebrochen. Und so wert ihm die Gesundheit ist, es ist ihm doch kein unerfreulicher Gedanke, der ihn bewegt: im nächsten Jahre kommst du wieder in die Sonn-Matt.



DER GEDOPTTE PEGASUS

Nun schwing dich auf, mein Ross,
Lass deine Kräfte spielen
Und sei mein Weggenoss
Zu neuen hohen Zielen!

Was ist? Bist du denn schlapp?
Ich kenne dich nicht wieder!
Der Flügel hängt herab,
Dir schlottern alle Glieder,

Seit wann bist du so faul?
Willst du die Peitsche kosten?
Es fängt der Musengaul
Wahrhaftig an zu rosten.

Die Peitsche? - Nichts für ihn.
Da könnte er noch bocken.
Ich weiss 'ne Medizin,
Die hilft ihm auf die Socken.

Franz, hol 'ne Flasche Sekt!
Schloss Saarfels Edelmarke!
Das Maul auf! Ja, das schmeckt,
Nun wird's der alte, starke.

Wie er die Nüstern schnaubt!
Ich schwing' mich auf den Rücken,
Beklopf' ihm Hals und Haupt,
Nun soll der Flug mir glücken.

Ich flog, doch was ich heim
Gebracht von meinen Flügen,
Das will in Vers und Reim
Sich nur zu einem fügen.

Mein Musenross erzwingt
Sich täglich Schaumwein wieder,
Und das, was mir gelingt,
Sind nur noch Schaumweinlieder!



SPRUCH

Der Geist lebt auf, das Herz wird weit,
Und Freude blüht; zum Liebesparke
Wird dir die Welt, trinkst du zu zweit
Ein Glas Schloss Saarfels Edelmarke.

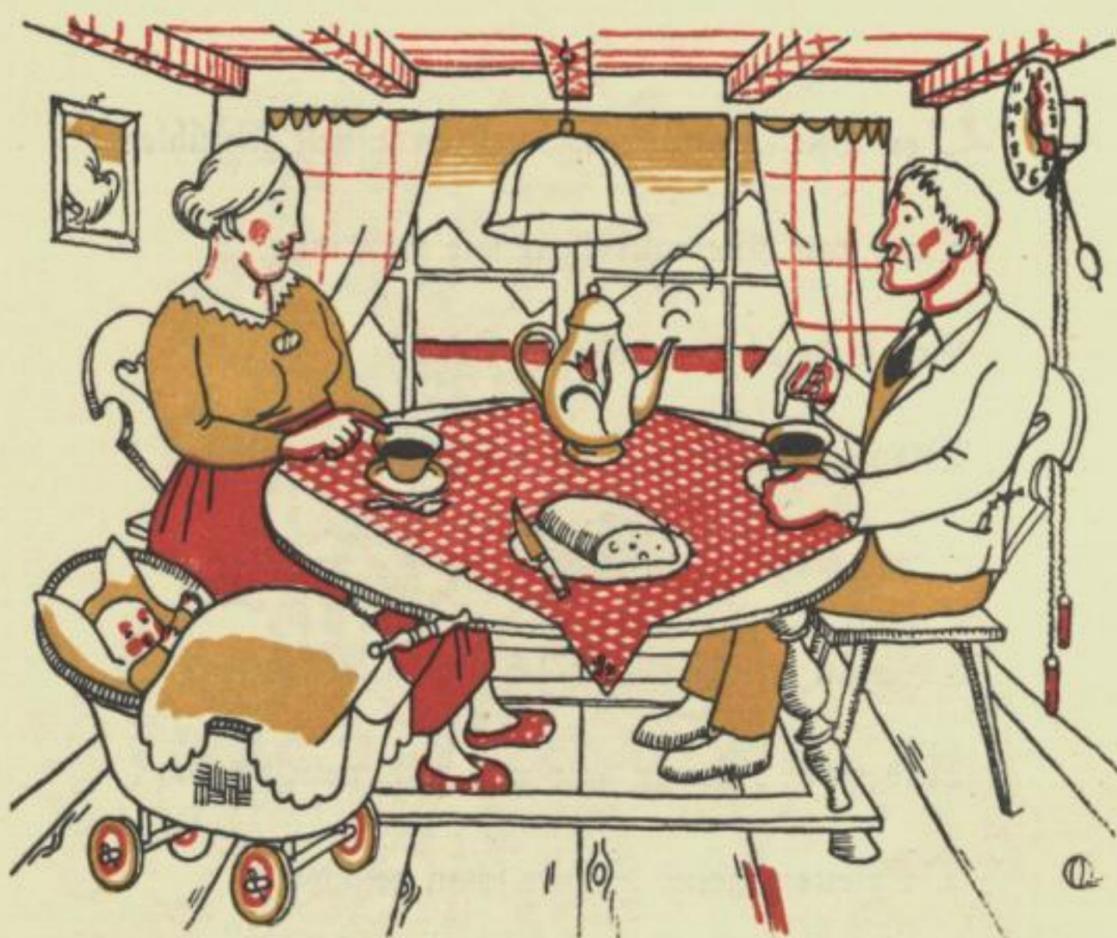
Der Pfirsich

Den Pfirsich pflückt' ich, meinen Durst zu kühlen,
Doch statt hineinzubeißen, wie man muß,
Empfinde ich den höheren Genuß,
Die sammetweiche Haut der Frucht zu fühlen.

Woran erinnert sie? Ich such' nicht lange
Und rufe: „Trude, halt' mal still, mein Kind –“
Da gleiten meine Finger schon geschwind
Hinab die sanfte Rundung ihrer Wange.

Mich schauert's wonnig, da ich sie berühre,
Und wie sie mit dem weichen Pfötchen wehet,
Noch mehr, bis Blut und Neugier mich verzehet,
Daß ich der Samthaut Herkunft gern erführe.

Sie lacht mich aus, daß ich das nicht begreife;
„Ganz einfach, Schatz: ein Herz voll Heiterkeit,
„Viel frische Luft, dein Ruß von Zeit zu Zeit,
„Und – morgens wasch' ich mich mit Mondlicht-Seife.



Los' Bäbeli,

Dein Kaffee dünkt mich aber gar nicht mehr gut.
Was hast Du auch gemacht?

*He, es ist von der Kaffeemischung, die ich neulich
gekauft habe. Sie sei so gut und sparsam.*

Kaffeemischung? Ja, weißt Du denn, was da drin
ist? Du hast die Kaze im Sack gekauft, meine

Liebe. Wie kann man auf so etwas ineg'haie!
**Und der ist mir so gerühmt worden, ich habe so-
gar zehn Pfund davon gekauft.**

Auch noch so viel? Aber Bäbeli, kannst Du Dir nicht denken, wie lange das geht, bis das ranzig wird! Das bizli Kaffeebohnen darin hat gar bald den Geschmack verloren.

Ja, es ist mir selber, es sei nicht viel dahinter.

Jetzt gehst Du gleich und holst bei unserem Spezierer ein Pfund Kaffee—er hat doch immer frisch gerösteten—und ein Päckli vom Rechten Franck. Das ist die einzige Manier, einen rechten Kaffee zu machen. Und nicht nur ist er dann besser, sondern auch billiger. Wenn Du willst, kannst Du den Kaffee gleich im Laden mahlen und mit dem Rechten Franck mischen lassen. Aber nötig isch es öppe nit.



Bitte nicht vergessen:
VIANDOX ans Essen!

Viandox der Cie. Liebig ist konzentrierte Fleischbrühe,
aber unvergleichlich viel billiger als von frischem Fleisch.

In allen guten Lebensmittelgeschäften

WEIHNACHTEN

Er soll der Gattin etwas schenken,

Was sie entfernt nicht ahnen kann.

Dasselbe sieht man sie bedenken

Im Hinblick auf den teuren Mann.

Kühn tritt sie und geheimnisträchtig

In einen Laden – ei verflucht!

Vor einer Wahl von Taschen prächtig

Steht dort der eig'ne Mann und sucht.

Sie denken beide: wie fatal!

Dabei ist dieses doch ein Fall, der

Sich immer wiederholt, zumal

Bei Käufen bei

O. Berger=Stalder

Bern, Spitalgasse 33

Das Rougat=Gi

Eine lustige Ehe- und Ostergeschichte

» Du kommst heute wieder so furchtbar spät«, sagte meine Frau, als ich nach Hause kam. Alle Frauen nennen es furchtbar spät, wenn man einmal länger als fünf Minuten über die gewohnte Zeit ausbleibt.

» Ich habe noch die letzten Osterbesorgungen gemacht«, verteidigte ich mich.

» Sei nicht böse, mein Schatz«, beschwichtigte meine Frau. » Ich hatte nicht mehr daran gedacht. Was hast du denn alles besorgt?«

» Ungefähr das, was wir besprochen hatten. Für jedes von den Kindern ein paar Schokoladen- und Marzipaneier, dazu je einen hübschen Osterhasen und verschiedenes kleines Zeug in einem Nest. Für das Mädchen drei große Fondanteier und auch einen Hasen. Frau Stadtrat bekommt ein handgemaltes Seidenei mit sehr guter Füllung. Für Onkel Alex habe ich ein gefülltes Schokoladenei genommen. Bei dem muß alles zum Essen sein.«

» Hol' doch die Sachen herein«, bat meine Frau.

» Das geht nicht gut«, erwiderte ich. » Es ist etwas für dich dabei, das du nicht sehen darfst«.

» Ich bin doch kein kleines Kind mehr!«

Es ist erstaunlich, wie wenig sich eine Frau gelegentlich daraus macht, für jung gehalten zu werden.

» Manchmal schon«, erwiderte ich.

» Ist es zerbrechlich?« fragte sie. Sie wollte die Frage auf indirektem Wege lösen.

» Du meinst dein Geschenk? Sehr!« war meine Antwort.

» Du hast aber nicht viel Zeit gebraucht für alle deine Besorgungen«, fing meine Frau wieder an.

» Ich habe alles im ‚Merkur‘ gefunden«, klärte ich sie auf. » Es sind dort dieses Jahr wieder ganz reizende Sachen ausgestellt. Da war ich mit dem Einkauf bald fertig. Ich wußte ja, du wartest nicht gern«.

» Nun rühr' dich doch einmal von deinem Platz! Du kannst ja mein Geschenk auf die Seite tun, wenn du es mir absolut nicht zeigen willst. Ich bin nicht neugierig«. Selbstverständlich war sie nicht neugierig. Noch zu jedem Fest hatten wir uns die gegenseitigen Geschenke längst vor dem Fest verraten. » Dabei fällt mir eben etwas ein«, wandte sich meine Frau von neuem an mich. » Du hast natürlich vergessen, etwas für Tante Amalie zu besorgen«.

» Nein, ich habe es nicht vergessen«, konnte ich mich rechtfertigen.

» Dann zeig' doch endlich her«, befahl meine Frau. » Das für Tante Amalie muß ich unbedingt vorher sehen. Du weißt, sie ist so eigen«. Tante Amalie ist Erbtante. Ja, sie ist für uns geradezu die Erbtante. Und sie weiß es. Dementsprechend ist es ein Gebot der Klugheit, die ihr zugedachten Aufmerksamkeiten der vorgängigen Prüfung beider Teile unserer ehelichen Gemeinschaft zu unterwerfen. Es blieb nichts übrig, als das Paket hereinzubringen und zu öffnen.

Es war ein großes Paket, das mehrere kleinere enthielt. Beim Öffnen fühlte ich zunächst nach dem Geschenk für meine Frau. Aber wie das schon so geht, gerade hier hatte sich die Schnur ein wenig gelockert, und unversehens lag die Porzellanvase so weit enthüllt da, daß nicht mehr viel zu verbergen war.

» Sel, das ist für mich?« sagte meine Frau und wickelte das Ding sofort ganz aus. » Es ist wirklich reizend. Du bist ein Lieber!« Damit umfing sie mich und gab mir den pflichtmäßigen Dankestuß.

Irrte ich mich? Ich glaubte eine kleine Enttäuschung bei ihr zu bemerken.

»Da geht wohl nicht viel hinein?« meinte sie mit einem Blick auf die Füllung der Vase.

»O doch«, beeilte ich mich zu sagen. »Die Vase ist tiefer als man meint«. Ein ganz reines Gewissen hatte ich aber nicht dabei und griff daher schnell nach einem andern Päckchen. »Hier ist das für Tante Amalie«. »Ein Rougat-Ei!« rief meine Frau und löste es aus der Papierhülle. Vom Ei fiel ihr Blick auf mich. »Das hast du viel zu groß genommen. Tante Amalie wird sagen, daß wir niemals lernen würden, hauszuhalten«.

»Und wenn ich es kleiner genommen hätte, so hätten wir gehört, daß wir niemals viel Rücksicht auf sie genommen hätten«.

Es trat eine kurze Stille ein. Meine Frau brach sie.

»Rougat-Eier sind eigentlich etwas recht Gutes«, sagte sie. »Albert hat mir früher immer welche geschenkt«. Albert war ein Verehrer aus ihren Mädchenjahren. »Seit wir verheiratet sind, habe ich keins mehr bekommen«.

Ehemänner treffen es leider mit den Geschenken nie so gut wie Freunde. Ich wollte es wieder gut machen. »Wenn ich dir nun das Rougat-Ei schenkte und Tante Amalie die Vase?«

»Wo denkst du hin!« lehnte meine Frau ab. Die Vase ist ja noch kostspieliger. Außerdem gebe ich sie nicht her. Ich habe mich so dazu gefreut; und weil sie von dir ist«. Ich bekam einen dankbaren Blick, an dessen Aufrichtigkeit nur ein Kenner hätte zweifeln dürfen.

»Mir soll es recht sein«, sagte ich. »Aber dann mußt du Tante Amalie das Ei bringen. Vielleicht gibt sie dir etwas ab«.

Ich weiß nicht, war es die heftige Abwehrbewegung meiner Frau

oder etwas anderes schuld, kurz, auf einmal fiel das Ei vom Tisch und zerschellte auf dem Bodenteppich. Es gab fünf schöne Stücke. Augenscheinlich war es von fester Konstitution gewesen.

Wir sahen uns an. Ehe meiner Frau nach dem ersten Schreck das Romische des Falles aufging, äußerte ich mit bitterem Ernst: »Das läßt sich wieder zusammensetzen. Kein Mensch merkt nachher etwas. Nur ein wenig Eiweiß auf die Bruchstellen«.

»Eiweiß? Von meinen teuren Eiern soll ich eins hergeben«?

»Wir wollen die Stücke erst einmal zusammensetzen«, sagte ich und las sie auf. »Hilf mir halten«.

Aus unerklärlichen Gründen blieb an dem notdürftig zusammengehaltenen Ei eine kleine Stelle offen, für die sich kein Stück der Wandung mehr vorfand.

»So können wir es Tante Amalie unmöglich anbieten«, sagte meine Frau mit einem wiederum ausgezeichnet getroffenen Ton des Bedauerns. »Aber ich weiß etwas. Damit ging sie ans Buffet und brachte mir daraus ein Päckchen. »Jetzt mußt du Tante Amalie dieses geben. Es ist allerdings viel kleiner als deins«.

Es war ein Rougat-Ei.

»Wie kommst du denn zu diesem Rougat-Ei?« fragte ich.

»Ich wollte es eigentlich zu Ostern dir schenken. Weißt du, ich esse Rougat-Eier halt so gern!«

»Dann kriegt es Tante Amalie nicht!« äußerte ich bestimmt. »Ein Geschenk von dir herzugeben, das wäre ja noch schöner. Für Tante Amalie ist es auch viel zu klein«.

Die Frage des Geschenks für Tante Amalie erforderte eine Lösung. Das Rougat-Ei war für mich der gordische Knoten Alexanders. Ich erwies mich meines großen Vorbildes würdig. Mit dem Zeigefinger

auf das Ei deutend, wiederholte ich energisch: »Das Rougat-Ei bekommt Tante Amalie nicht!«

Meine Energie mußte sich dem Zeigfinger mitgeteilt haben, denn unter seinem Druck zersprang dieses Rougat-Ei in mehrere Stücke, von denen eines zu versuchen das Gebot der Stunde war.

»Jetzt muß Tante Amalie doch die Porzellanvase bekommen«, sagte ich mit einem Blick auf die Trümmer der beiden Rougat-Eier.

»Denk' an die Predigt, die sich an das teure Geschenk knüpfen wird!« rief meine Frau ängstlich aus.

»Unter uns gesagt, lieber Schatz, die Pralinees sind beinahe das Feuerste daran.«

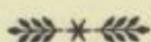
»Dann nehmen wir sie doch heraus«! entfuhr es meiner Frau. Frauen treffen immer das Richtige, wo männliche Weisheit versagt.

Tante Amalie war von unserm Ostergeschenk entzückt.

Meine Frau hatte ihr Rougat-Ei. Und die Hälfte von meinem dazu; ungerechnet die Pralinees. Wenn eine Frau sich etwas wünscht, so kann man sicher sein, daß sie es auch bekommt.

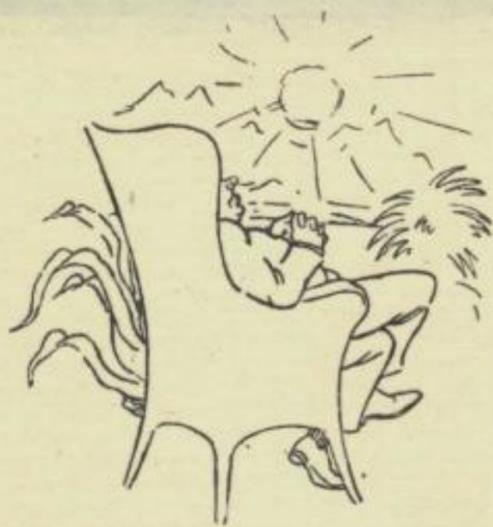
VOM BÜRKLII

was er ist, wie er entsteht und wie
man ihn benutzt



Ein Kursbuch ist eine ganz besondere Drucksache. Es ist kein Roman, keine Reklame, keine Zeitung. Am meisten Ähnlichkeit hat es noch mit dem Wörterbuch. Man liest es nicht, man schlägt darin nach, was man wissen will. Doch ist es viel unentbehrlicher als ein Wörterbuch. Heute reist jedermann, und so braucht jedermann das Kursbuch. Wer viel reist, sowieso: der führt seinen Bürkli, durch einen schönen Lederumschlag geschützt, im Sack mit. Der andere braucht ihn, um seine Sommerreise, den Sommerausflug, oder den dringenden Besuch bei den Verwandten auszutiteln.

Ja, dieses Aufsuchen von Reisemöglichkeiten im Kursbuch! Da sieht man, dass es gar kein so nüchternes Werk ist, wie es den Anschein hat. Wer im herannahenden Frühling die Verbindungen nach dem



Tessin studiert, schwelgt schon im Vorgefühl der südlichen Sonne; lange bevor die Sommerferien feststehen, werden die Züge nach dem Wallis und dem Berner Oberland nachgesehen, nicht nur, wie man am besten hinkommt, sondern auch, was für Fahrten man dort unternehmen kann. Geht es gar ins Ausland, nach Paris, an die Nordsee,

nach Italien, so wächst die Fülle der Bilder. Denn auch ins Ausland begleitet uns der Bürkli getreulich.

Wahrlich, er ist ein treuer Freund und ein unerschöpflicher Born für Auskünfte und Ratschläge. Da haben wir gleich zwei Eigenschaften des

Bürkli, die als selbstverständlich hingenommen werden; wehe aber, wenn er sie nicht bis zur letzten Vollkommenheit besitzt: Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Dann wird nicht nur geschimpft, dann kann wirkliches Unglück entstehen.

Dabei sind die Eigenschaften, die von ihm gefordert werden, mit andern Forderungen, die auch an ihn gestellt werden müssen, fast nicht zu vereinbaren. Er soll über alles, was man für die Reise und auf der Reise zu wissen wünscht, Aufschluss geben, darf aber keinen dickleibigen Band abgeben, sondern muss sein Gewicht und seinen Umfang wie ein Rennreiter auf unerhörte Magerkeit und Kleinheit bringen. Er soll unbedingt zuverlässig sein; keinen einzigen Fehler enthalten. Aber er muss in kürzester Frist, mit allergrösster Hast hergestellt werden.



Dass das gemacht wird, grenzt ans Wunder. Und wie es gemacht wird, dürfte daher die Freunde des Bürkli lebhaft interessieren. Die Druckerei Fretz hat mich einen Einblick in diesen wichtigen Teil ihres Betriebes tun lassen, und ich führe nun meine Leser in das schöne Haus an der Mühlebachstrasse in Zürich und durch die verschiedenen Stadien der Entstehung des Bürkli.

Die Herstellung des Bürkli muss man sich von vorherein ganz anders denken als diejenige eines gewöhnlichen Buches. Es gibt hier keinen Verfasser, der ein sauberes Manuskript abgeliefert, damit es gesetzt und gedruckt wird. Der Bürkli ist sozusagen immer vorhanden, ein unsichtbares lebendiges Wesen, von dem das gelbe Büchlein in unserer Hand nur eine Erscheinungsform ist: etwa wie unsere Miliz, von der wir auch nur die jeweiligen Teilnehmer am Rekruten- oder Wiederholungskurs sehen, während das Ganze doch vorhanden ist und auf den Augenblick wartet, seine Aufgabe zu erfüllen.

Ein lebendiges Wesen, sagte ich. Es verändert sich andauernd, zieht sich zusammen und dehnt sich aus, es bekommt neue Züge — im dop-

pelten Sinne des Worts. Wie man an Menschen, mit denen man täglich zusammenkommt, keine Veränderungen wahrnimmt, bis Freunde, die uns lange nicht gesehen haben, feststellen, dass wir und unsere Umgebung alt geworden sind; — so scheint eine Ausgabe des Bürkli der vorhergehenden aufs Haar zu gleichen. Aber wie anders sieht ein Bürkli von zehn oder zwanzig Jahren gegen den heutigen aus! Da kann man fesselnde Beobachtungen machen: wenn man etwa einen Bürkli aus den ersten Kriegsjahren zur Hand nimmt, scheint auch er unter der Rationierung der Lebensmittel gelitten zu haben. Man sieht: je nach den Zeitläuften wird er magerer oder feister. Niemals grösser jedoch und kleiner: seit der ersten Ausgabe im Jahre 1857 hat er sein handliches, für die Rocktasche und Damentäschchen so praktische Format beibehalten.

Also der Bürkli ist immer vorhanden. Das will sagen, der Satz seiner vielen Seiten »steht«, wie der Fachmann sagt. Es wäre viel zu zeitraubend und kostspielig, die Fahrpläne und Stationsnamen immer von neuem zu setzen, und so bewahrt man den einmal zusammengestellten Satz auf, um von Mal zu Mal die Änderungen daran vorzunehmen, die der neue Fahrplan mit sich bringt. Denn auch der Fahrplan ist ein »Wesen«, das nicht immer wieder von neuem geboren wird, sondern ein für allemal besteht und nur immer Veränderungen erleidet. Verbesserungen sollte ich sagen; aber darüber sind doch die Meinungen zu sehr geteilt, und ich möchte es mit niemandem verderben.

Wie die neuen Fahrpläne selbst zustandekommen, kann ich hier nicht näher ausführen. Sie sind das Ergebnis von vielen Überlegungen, Eingaben, Konferenzen, Beratungen. Dementsprechend werden sie auch nicht auf einmal fertig, sondern entstehen nach und nach, viel zu langsam für den ungeduldigen Bearbeiter des Bürkli, der sich über alle Veränderungen auf dem Laufenden halten muss. Zuletzt holt er von den mehr als hundert Bahnverwaltungen die sogenannten endgültigen Entwürfe zusammen, etwa vier Wochen bevor der Sommer- oder Winterfahrplan in Kraft tritt, und hat nun streng zu schaffen, um den Bürkli

rechtzeitig fertig zu machen. Dabei muss er gewärtig sein, dass die wirklich endgültigen Fahrpläne erst ganz zuletzt fertig werden und an den »endgültigen Entwürfen« immer noch etwas geändert wird. Das ist so ungefähr fünf bis sechs Tage vor dem 1. Juni für den Sommerfahrplan, vor dem 1. Oktober für den Winterfahrplan. Die Eisenbahn hat einen langen und strengen Winter und nur einen ganz kurzen Sommer.

In diesen wenigen Tagen müssen nicht nur alle Fahrpläne noch einmal durchgesehen und die Änderungen eingetragen, die



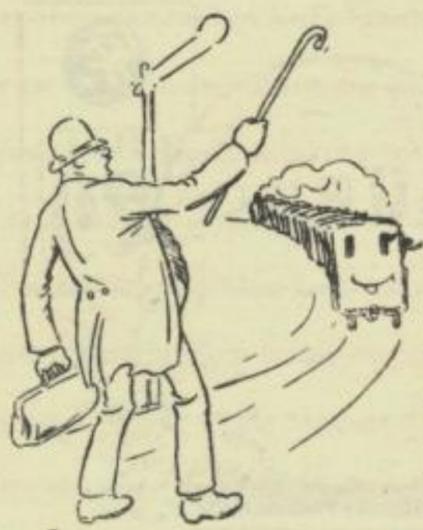
500 Seiten müssen auch zusammengestellt und gedruckt werden. Und was für ein Stoff ist zu bewältigen! Es fahren in der Schweiz täglich gegen 5000 Personen- und Schnellzüge auf über 200 Strecken mit 2000 Stationen. Dazu kommen die ausländischen Bahnen, von denen auf 60 Seiten 750 Stationen im Bürkli vertreten sind. Die 600 Post- und Dampfschiffkurse haben sogar 2500 Stationen, von denen die Ausgangs- oder Endpunkte natürlich meistens gleichzeitig Eisenbahnstationen sind.

Mit den Fahrzeiten der Züge ist es nicht getan; es gehören die Anschlüsse dazu, die auf der Reise oft das Wichtigste sind — man merkt es, wenn man sie versäumt. So sind die grösseren Stationen unzähligemal an verschiedenen Stellen aufgeführt.

Bei den Stationen stehen die Entfernungen in Kilometern; Tarife und Fahrpreise müssen aufgeführt sein; das Stationsverzeichnis und das Streckenverzeichnis sind wichtig; schliesslich gehören zu jedem Fahrplan eine ganze Reihe von besonderen Bemerkungen, wie die Ausnahmen zur grammatikalischen Regel.

Diese Bemerkungen und die Zeichen, die auf sie hinweisen, geben dem Kursbuch auf den ersten Blick etwas Geheimnisvolles. Wie liest man

ein Kursbuch? Mancher kann es ohne weiteres, einem anderen muss man es zeigen; es soll auch Leute geben, die lernen es im ganzen Leben nicht, oder dann ganz unvollkommen. Wenn man aber die Scheu vor den geheimnisvollen Hieroglyphen ablegt und ihnen beherzt zu Leibe



rückt, dann ist das Lesen des Kursbuches keine Hexerei, und beim Bürkli schon gar nicht schwer. Kennt man den Reiseweg, so sucht man auf der Karte die Strecke oder im Stationsverzeichnis die Station auf und findet unter der angegebenen Nummer deren Fahrplan sowie die Anschlüsse. Kennt man den Weg nicht, so ist das Ziel im Stationsverzeichnis angegeben und daneben die Num-

mer des Fahrplans. Von diesem wird man durch die Anschlüsse, die auch dort mit den Nummern angegeben sind, rasch bis zum Ausgangspunkt der Reise zurückgeführt und hat dann die ganze Verbindung. Dabei nimmt man die Übersichtskarte auf den Innenseiten des vorderen Umschlags zu Hilfe. Sonst kann es einem begegnen, dass man gewaltige Umwege macht und sich wundert, warum man von Zofingen nach Wädenswil so schrecklich lange unterwegs ist und so schrecklich oft umsteigen muss.

Zu den Fahrplänen selbst ist ja nicht viel zu sagen. Wie die Stationen untereinander stehen, fahren auch die Züge, sodass die Abfahrtszeiten aller Züge einer Station in einer Linie mit dem Stationsnamen stehen. Auf die erwähnten kleinen Zeichen bei seinem Zuge muss man freilich achten und die dazu gehörige Bemerkung suchen. Sie steht mit den andern Bemerkungen da, wo der Fahrplan gerade freien Raum gelassen hat.

Wir waren aber mit der Herstellung des Bürkli nicht fertig und wollen dabei noch etwas zuschauen. Denn nun wird es spannend. Nachdem also die letzten Verbesserungen auf den Einzelblättern mit den Abzügen der Fahrpläne eingetragen sind, wandern diese in die Setzerei, wo die

Korrekturen vorgenommen, also Buchstaben und Ziffern ausgewechselt werden. Dann werden die schwarzen Satzstücke immer zu 32 Seiten zusammengestellt und in die gewaltige Druckmaschine gehoben, schön sauber zugerichtet, und hui, läuft die grosse Walze mit Windeseile darüber her, immer hin und zurück, und druckt die Papierbogen über den mit Farbe eingewalzten Satz. Der Bürkli würde niemals rechtzeitig fertig werden, wenn nicht ausser den Menschen viele Maschinen zugleich daran schafften.



Auf die bedruckten Bogen wartet schon die Buchbinderei. Wunderbar gebaute Maschinen, von denen jede eine ganze Anzahl menschlicher Kräfte ersetzt und die mit menschlicher Geschicklichkeit zu arbeiten scheinen, falzen die Bogen und heften sie gleichzeitig. Flinke Mädchenhände tragen sie zusammen, worauf sie in den Umschlag gebunden werden. Auch das erfordert Zeit. Aber bevor der neue Fahrplan in Kraft tritt, treffen schon die Exemplare des Bürkli, noch ganz warm sozusagen, an den Verkaufstellen ein, wo ungeduldig darauf gewartet wird. Das wiederholt sich so zweimal jährlich. Da aber die Fahrpläne oft auch



in den Zwischenzeiten Veränderungen erleiden, beispielsweise die ausländischen Anschlüsse wechseln, da auch nicht der gesamte Bedarf auf die wenigen Tage um den Fahrplanwechsel begrenzt ist, so werden noch Zwischenausgaben gedruckt.

Über 450 Seiten Fahrpläne und sonstige Angaben, ohne die Geschäftsanzeigen und ohne den Umschlag mit den Karten, enthält der Bürkli, rund 500 Seiten alles in allem. Ein gewöhnliches Buch von 500 Seiten hat schon ein recht stattliches

Ratsherrenbüchlein, was bei den Büchern der Rücken ist. Aber der Bürkli ist nicht viel dicker als ein stärkeres Notizbuch. Ganz dünnes Papier wird für ihn verwendet, das aber doch undurchsichtig sein muss, sonst wäre der kleine Druck der Fahrpläne nicht zu lesen. Er darf aber auch nicht zuviel Seiten haben, und so ist auf jeder einzelnen Seite der Stoff zusammengepresst, wie die Kohlensäure im Ep-tinger. Ein Quadratcentimeter enthält zwischen 30 und 50 Satzteilchen, Buchstaben, Ziffern, Linien, Zeichen, Zwischenräume; ein Seite deren ungefähr 3 bis 4000. Es gibt Leute, die ausgerechnet haben, aus wieviel Buchstaben die Bibel besteht. Vielleicht hat einer die Zeit und die Geduld, die Stückchen auszuzählen, aus denen der Bürkli zusammengesetzt ist. Die Fülle der Angaben auf so kleinen Raum zusammenzudrängen, erfordert natürlich besondere Hilfsmittel. Die gewöhnlichen Typen lassen sich hier nicht verwenden. Entweder würden sie viel zu viel Raum beanspruchen und das Kursbuch viel zu dick machen, oder sie wären so klein, dass die Augen bald streiken müssten. So hat man für die Ziffern besondere Typen geschnitten, die ein möglichst grosses und vor allen Dingen möglichst deutliches Bild besitzen. Sie bestehen sozusagen aus Haut und Knochen. Alles überflüssige »Fleisch«, wie der Fachmann sich ausdrückt, ist ihnen genommen, damit ja kein unnötiger weisser Raum um sie herum stehenbleibt.

Wenn man den Bürkli nicht nur so oberflächlich in die Hand nimmt, sondern sich sein Entstehen näher vergegenwärtigt, so nötigt ausser seiner Reichhaltigkeit und der Schnelligkeit seiner Herstellung noch die andere schon erwähnte Errungenschaft Staunen ab, seine Zuverlässigkeit. Man denke sich, dass eine Ausgabe des Bürkli weit über hunderttausend Fahrplanzeiten und andere Angaben enthält. Jede Zeitangabe besteht aus drei bis vier Ziffern, die Entfernungen, Höhen, Fahrpreise aus ebensoviel und mehr. Rund eine halbe Million Fehlermöglichkeiten — und kein einziger Fehler. Ist das nicht wunderbar?

Freilich, alles Menschenwerk ist Stückwerk. Und der Leser, dem gleich unter Bemerkungen am Eingang auffällt, dass der Verlag für etwaige

Unrichtigkeiten oder Druckfehler jede Verantwortlichkeit ablehnt, denkt sich: er scheint seiner Sache also nicht recht sicher zu sein. Und so ganz unrecht hat er nicht. Man weiss, dass ein englischer Verleger einmal ein Buch ganz ohne Druckfehler herausgeben wollte. Er hing die im Hause schon sorgfältig gelesenen Druckbogen monatelang öffentlich aus und bot für jeden nachgewiesenen Druckfehler eine hohe Belohnung. Als dann das Buch erschienen war, wurden nicht weniger als fünf stehengebliebene Druckfehler gefunden. So hat wohl auch der Bürkli seine Druckfehler, die der Verlag nicht weiss. Aber deshalb darf man sich doch auf ihn verlassen. Der Bürkli ist das älteste Kursbuch der Schweiz und dementsprechend



überall verbreitet. Denkt man sich die Bürkli-Kursbücher eines Jahres bei Luzern aufeinander gelegt, so würde der oberste Bürkli mit Pilatuskulm auf einer Höhe stehen. Das Papier einer Jahresauflage bedeckt eine Fläche von 35 Ar oder 100 Jucharten, also ein nettes Heimetli. Die Fahrplanseiten, aneinander gelegt, würden von Zürich bis Spitzbergen reichen.

Genug vom Bürkli, der Euch nun wohl noch ein vertrauterer Freund ist als bisher schon. Dafür noch etwas von der Druckerei des Bürkli, der Firma Gebr. Fretz, in der der Bürkli nur eine kleine Abteilung bildet. Sie ist eine der grössten und angesehensten Druckanstalten der Schweiz, die Ihr wohl schon auf manchem schönen Plakat an den Wänden und Säulen gelesen habt. Sie umfasst alle Druckverfahren und stellt so gut Massenpackungen wie vornehme Geschäftsdrucksachen her. Bilder in Farbendruck und in dem wie eine Künstlerphotographie wirkenden Tiefdruck, druckt Broschüren und Zeitschriften, hat eigene Buchbinderei und Klischeeanstalt und einen eigenen Verlag. Sie ist die Helferin des schweizerischen Geschäftsmannes, für den die Drucksache heute das wichtigste Hilfsmittel bedeutet.

Bühlmann-Fenner, Luzern

Spezial-Geschäft für Bureaubedarf
Schreibmaschinen
Reparatur-Werkstätte
für alle Systeme

Luzern. 25. Januar 1925

An die Firma
Irgendwer & Co.
Irgendwo

" Ein Lös ch b l a t t , e i n L ö s c h b l a t t ! "

Haben Sie noch genügend Löschpapier?

Haben Sie auch gutes Löschpapier? Die Güte des Löschpapiers liegt in seiner Saugfähigkeit.

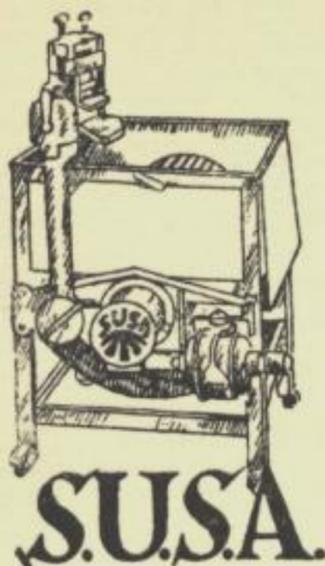
O m a r - L ö s c h ist unerreicht saugfähig. Kein anderes Löschpapier, die besten englischen Sorten nicht ausgenommen, kommt ihm darin gleich. Vergleichende Prüfungen, deren Ergebnis die Beilage zeigt, haben es bewiesen. Sie können die Versuche jederzeit selbst anstellen.

Die Beilage enthält auch die Preise meiner gangbaren Qualitäten, die sich einzig durch die Dicke, nicht durch die Güte des Papiers unterscheiden.

Wenn Sie jetzt keinen Bedarf haben, merke ich Sie gern für eine spätere Lieferung vor. Ich erbitte Ihre Wünsche auf beiliegender Karte.

Hochachtungsvoll

Bühlmann-Fenner



S.U.S.A.
Die elektrische
Haushalts-
Waschmaschine

Fabrik elektrischer Apparate
Sprecher & Schuh A.G.

POSTCHECK-KONTO N° 1159
TELEGRAMM-ADRESSE: FEA
CODE A.B.C. 5° EDITION
TELEPHON N° 323 u. 358

Aarau, 27. Februar 1925

An die

Pension Sonnenschein

Erlenberg b. St. Peter.

Würden Sie Ihre Wäsche aus dem Hause geben, wenn Sie sie mit geringstem Aufwand von Zeit und Arbeit und mit einem Bruchteil der Kosten zu Hause waschen könnten?

Wie urteilen Sie über folgende Rechnung?

100 kg. Wäsche sind ohne Waschfrau in einem Tage fertig gewaschen - wobei die Zeit eines Mädchens gar nicht den vollen Tag über in Anspruch genommen wird.

100 kg. Wäsche fertig gewaschen kosten Fr. 15.55, während sie mit einer Waschfrau, von Hand gewaschen, Fr. 77.50. in der Waschanstalt noch wesentlich mehr kosten.

Diese vergleichende Rechnung beruht auf Erfahrungen mit der elektrischen Waschmaschine SUSA. Näheres darüber finden Sie in einem beiliegenden, von einem massgebenden Fachmann herführenden Artikel aus der Neuen Zürcher Zeitung.

Den gewöhnlichen Waschmaschinen gegenüber beträgt die Ersparnis immer noch 65 - 70%, da diese die Arbeit wohl vereinfachen, aber doch ständig bedient werden müssen, was bei der elektrischen Waschmaschine eben fortfällt.

Die elektrische Waschmaschine SUSA bedeutet für einen Betrieb wie den Ihrigen nicht nur eine grosse Ersparnis. Sie steigert Ihre Einnahmen, denn Sie können Ihren Gästen die Wäsche zu den üblichen Preisen berechnen, an denen Ihnen dann aber ein erheblicher Gewinn bleibt.

Dürfen wir Ihnen einmal durch unsern Vertreter, ganz unverbindlich, genauere Aufschlüsse über die SUSA geben? Für eine gefällige Rückäusserung auf beiliegender Karte wären wir Ihnen dankbar.

Hochachtungsvoll

Fabrik elektrischer Apparate

Sprecher & Schuh A.-G. in Aarau

19. Nov. 1977

26. März 1983

H. B. Dresden



H. BEHRMANN

REKLAMEBERATER

ZÜRICH

Mühlebachstrasse 54

Telephon Hott. 68.87

27. 8. 3245x

St. - B. Dresden

1 Bi. V. V.

27.8° 3245⁺



DRUCK VON
GEBRÜDER FRETZ A.G.
ZÜRICH

Umschlagentwurf und typographische Anordnung: Walter Cyliax



SLUB Dresden



2 0129130